

I.

Gulenspiegel und Reineke Fuchs sind die beiden trefflichsten Volksfataren, die wir in der deutschen Literatur besitzen. Man könnte zweifeln, ob sie dem 16. Jahrhundert zuzuschreiben sind und wirklich fällt ihre Entstehung in eine frühere Zeit, aber sie sind an der Wende zweier Jahrhunderte, zweier großer Zeitabschnitte stehend dem Janus zu vergleichen, der rückschauend zwar in die vergangene Zeit blickt aber vorschauend sein Antlitz auch der neuen Zeit zukehrt. Gulenspiegel und Reineke Fuchs, beides Gestalten, wie das Volk sie erfand zu seinem Schutz und zu seiner Bertheidigung, der Eine Vertreter der Einfalt, der Andere Darsteller und Träger der Schlaueheit, beide in beständigem Kampfe gegen Höhere und Mächtigere. Gulenspiegel ist ein ungezogener, oft unflätiger Geselle, er foppt alle Welt, häufig nicht auf sehr feine Weise, er sammelt Schläge, nicht selten wohlverdiente von allen Seiten. Seine Ausgelassenheit begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe; von seiner dreimaligen Taufe bis zu seinem ungezogenen Bekenntniß auf dem Todtenbette wimmelt das Buch, das seinen Thaten gewidmet ist, von Tollheiten und Ausgelassenheiten. Aber nicht das interessirt uns an ihm, nicht das kennzeichnet sein Wesen, dieses besteht vielmehr darin, daß er seinem Herrn nur nach dem Worte folgt, nicht nach der That. Dadurch nun, daß er vermöge seiner angeborenen oder angenommenen Thorheit die Auftraggeber foppt, rächt er die geistig Niedrigstehenden an denen, die auf ihre Weisheit stolz sind, die Thorheit triumphirt über die eingebilddete Weisheit.

Und wie Gulenspiegel die Geistesarmen, so rächt Reineke Fuchs die Geld- und Standesarmen an ihren Gegnern. Es wäre vermessen, nach Göthe und Kaulbach die allgemein bekannten Erzählungen wiedererzählen zu wollen; die Gestalten: Braun; Nobel, Ifegrimm, Lampe, u. a. m., wie sie einmal geschildert und ge-

zeichnet sind, leben und dauern für alle Zeiten. Aber auch hier steht über der Erzählung der Gedanke. Zwar auch Reineke gewinnen wir nicht lieb, auch die Achtung müssen wir ihm häufig versagen; wir scheuen uns vor seiner Berührung. Aber seine Thaten sind Thaten der Nothwehr, seine Siege sind die der geistigen Ueberlegenheit. Reineke ist schlecht, aber die Anderen sind schlechter als er. Während er jedoch als der Niedere und Ungeschützte zu Boden geworfen werden soll, steigen die Anderen zu immer höheren Ehren empor und eben, weil er dieses weiß, macht er sie durch seine Schlaubeit und Macht zu Schanden.

Ein Mann des Volkes war auch Sebastian Brant. Von armen Eltern geboren, blieb er selbst während seines ganzen Lebens in einfachen, ärmlichen Verhältnissen und hat seinen einfachen Sinn nie aufgegeben. In einer Zeit, in welcher die Gelehrten — und auch er gehörte zu ihrer Zahl — stets lateinisch schrieben und sich dadurch, wenn sie es auch nicht aus Ueberhebung thaten, vom Volke absonderten, hatte er den Muth und die Einsicht, deutsch zu schreiben. Willig ging er in die Ereignisse der Zeit ein und hielt sich nicht für zu gut, in kleinen Blättchen, in Versen, die nur dazu dienten, ein Bild zu erklären, dem Volke Geringsfügiges und Bedeutendes mitzutheilen. Denn in seinem einfachen Geiste — einfältig in jenem guten Sinne des Wortes — war es ihm gleich, welches Ereigniß er gerade mitzutheilen hatte; er gab seine Verse eben sowohl zu einem von ihm selbst gefertigten Holzschnitte her, der die seltsame Geburt eines Kalbes mit zwei Köpfen verkündete, als zu einem solchen, der die Thaten jenes vielgepriesenen Helden, des letzten Ritters Maximilian I., verherrlichte. Von der Poesie freilich hatte er keinen allzuhohen Begriff. Er dachte sich den Poeten als einen alten Mann, der die Hornbrille auf der Nase, den Bücherbesen in der Hand, vor einem Bulte saß, auf dem viele Folianten aufgeschlagen waren, während andere, derselben Gunst gewärtig, auf der Erde oder an den Wänden umherstanden

oder lagen. Wie er selbst am liebsten in seiner Studirstube saß, die Stadt, in der er wohnte, als die einzige betrachtete, in der er sich wohl fühlen konnte, nicht reiste und jeden Reisenden verlachte, sich behaglich einspann in seiner Klausen und jede Unterbrechung als eine bittere Störung empfand, so meinte er auch, müsse der Dichter aus alten Büchern Bienen gleich den Honig suchen, das muntere Treiben der Welt verachten und nur in ernstem Brüten seine Freude finden. Sah er aber, daß die Welt seiner Ansicht nicht war, daß die Zeitgenossen alle, hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt, ihre Hand ausstreckten nach dem, was sie nicht hatten, und grade das begehrten, was sie nicht erlangen konnten, da mochte ihm wohl das Ganze wie ein Narrenhaus vorkommen. Und wie in dieser mürrischen Betrachtung Ring an Ring, eine Kette bildend, sich schloß, so entstand sein berühmtes gewordenes Buch: Das Narrenschiff.

Der Gedanke eines solchen Schiffes war nicht ganz neu: schon waren ihm einige Dichter vorangegangen, welche Vertreter einzelner Laster auf ein solches Schiff versammelt hatten, um sie nach einem fernen Lande zu schaffen, aber in dieser Allgemeinheit war er noch nie angewandt worden. Narragonia hieß das Land; und auf dem Titel war abgebildet, wie ein großes, mit Mannschaft vollbepacktes Schiff, das ad Narragoniam auf dem Segel führte, sich anschickte, abzufegeln; der Ruf: gaudeamus omnes auf allen Lippen. Aber trotz der großen Anzahl von Narren, die das Schiff bereits besetzt hielten, waren die Massen derselben nicht erschöpft: von allen Seiten kommen Boote mit Männern und Frauen, die durch Rufen und Winken ihre Lust kundgeben, auf dem Schiffe Platz zu nehmen, die sich danach drängen, im Narrenlande einen Wohnsitz zu erhalten. Der Gedanke dieses Bildes ist freilich im Laufe des Gedichtes selten erwähnt, dem Dichter fehlt eben die Kunst, den glücklich gefaßten Gedanken auch glücklich auszuführen. Und wer hat nun im Schiffe Platz? eigent-

lich Alle: jeder Stand, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Aber die Nennung dieser geschieht nicht durch eine trockne, ermüdende Aufzählung, durch wortreiche Strafpredigten, vielmehr wird der Stoff in 112 Kapiteln so bearbeitet, daß in kurzen, dem Gedächtniß sich leicht anpassenden Versen, welche an Bibelstellen, Worte der Klassiker sich anknüpfen, die moralischen Vorschriften gelehrt, die satirischen Bemerkungen vorgetragen werden. Aber hauptsächlich wirkt das Buch durch die Bilder, welche jedem einzelnen Abschnitt zur Grundlage dienen. Man las und ergötzte sich, und die fliegenden Blätter gingen eifrig von Hand zu Hand.

Vor allem sind es die moralischen Fehler und Gebrechen der Zeit, welche Brant tadelt: Habsucht und Geiz, Wollust und Verschwendung, schlechte Erziehung der Kinder und geistige Verwahrlosung der Eltern. Während es aber sonst Sitte der Satiriker jener Zeit ist, besonders drei Klassen der Gesellschaft mit Angriffen zu verfolgen: die Frauen, die Geistlichen und die Bauern, verschont Brant meist die letzteren in dem klar erkannten Gefühle, daß Wendungen gegen die niedrigste Klasse eine Schändung seines eignen Fleisches wäre und greift fast nur die ersteren an. An die Stelle der Bauern treten die Adligen. Ihnen wird ganz besonders das Vergängliche aller irdischen Macht vorgeführt, das Vertrauen auf das Wappenschild als thöricht und vergeblich verhöhnt.

Aber wer hätt' kein Tugend nit,
Keine Zucht, Scham, Ehr, noch gute Sitt',
Den halt' ich alles Abels leer,
Ob auch ein Fürst sein Vater wär'.

Nicht alle Frauen werden getadelt, nur die, welche durch Puhsucht oder durch moralische Vergehen sich der Ehre, die das weibliche Geschlecht ziert, verlustig gemacht haben; die wahrhaft würdigen Frauen dagegen mit schönen, anerkennenden Worten gepriesen.

Aber auch die Geistlichen, die Führer des Volkes, entgehen

seinem Spotte nicht. Ehedem, so meint er, habe Christus schon große Anstrengungen nöthig gehabt, um den Tempel von Ungehörigen zu reinigen.

Wollt' er jetzt offne Sünd' austreiben,
 Wenig in Kirchen würden bleiben,
 Er fing gar dick beim Pfarrer an,
 Und würd' bis an den Meßner gan,
 Dem Haus Gotts Heiligkeit zustat,
 Wo Gott der Herr sein Wohnung hat.

Nur zwei Dinge sind dem herben Tadler unantastbar: die Religion und das Vaterland, die Reinhaltung der katholischen Kirche, die Rettung des Reichs vor dem Angriff der Türken. Brant ist ein frommer Mann und scheut sich nicht, seine Gesinnungen, offen zu bekennen. Früher, so meint er, sei Alles auf Ablass, Lehre und Brauch gestellt gewesen, jetzt seien alle diese Dinge verachtet. Christus, so lehrt er, sei das Haupt, dem man auch im Leben nachzueifern habe, Gott vertrauen sei besser, als auf Menschen bauen. Und wenn Einer die Zerrissenheit des Vaterlandes, die Uneinigkeit der Fürsten beklagt hat, so ist es Brant. Jeder Fürst sinne nur auf Befriedigung seines Ehrgeizes, jeder wünsche, daß der Kaiser ihm in seinen Plänen helfe, statt daß der Fürst daran denke, Kaiser und Reich zu beschützen. Da läßt er es an beredten Aufrufen an die Fürsten nicht fehlen, wenn er auch deren Erfolglosigkeit ahnt.

Aber trotz der schlimmen politischen Verhältnisse wird er beseelt vom frommen Glauben an die Zukunft:

Das römisch Reich bleibt so lang Gott will,
 Der hat ihm gesetzt sein Ziel und Moß,
 Er geh, daß es noch werd' so groß,
 Daß ihm all' Erd sei unterthan,
 Als es von Recht und Gesetz sollt han.

Das Narrenschiff erregte ein ungeheures Aufsehen; schon zu

Brant's Lebzeiten erhielt es eine Menge Auflagen und blieb im 16. Jahrhundert ein Lieblingsbuch der deutschen Nation. Aber auch anderen Nationen wurde es durch Uebersetzungen zugänglich gemacht, es ward in's Französische, Holländische, in's Englische und Italienische übertragen, und auf daß es die Gelehrten aller Nationen lesen konnten, unternahm ein Anderer den Versuch, das Buch in's Lateinische zu übersetzen. Das hätte auch Brant thun können, denn er selbst war ein Gelehrter; schon im Narrenschiff gab er durch viele Anführungen aus Schriftstellern des Alterthums seine Belesenheit kund; in lateinischer Sprache hat er juristische Werke geschrieben, und seine Briefe sind zumeist in dieser Sprache abgefaßt.

II.

Brant hatte seine gelehrten Studien in Basel gemacht, hier war er mit einem Manne zusammengekommen, der bestimmend auf ihn einwirkte, dem er sein Lebenlang treu und anhänglich blieb, dem er seinen Sohn zur Erziehung schickte, dessen Schriften und Briefe er in einer Handschrift zusammenstellte, die uns noch erhalten ist, mit Johann Neuchlin. Neuchlin aber war einer der bedeutendsten Träger des Humanismus.

Goethe hat in ein Paar Versen Neuchlins Bedeutung würdig geschildert:

Neuchlin, wer will sich dir vergleichen,
 Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen.
 Das Fürsten- und das Städtewesen
 Durchschlängelte sein Lebenslauf.
 (Er lehrte uns die Griechen lesen,)
 Die heil'gen Bücher schloß er auf.

Ihm und seinen Zeitgenossen verdanken wir all den Segen, der aus dem Wiedererwachen der klassischen Studien und insbesondere der hellenischen Bildung für Deutschland erworben wurde; seiner Beschäftigung mit der hebräischen Sprache ist es zuzuschrei-